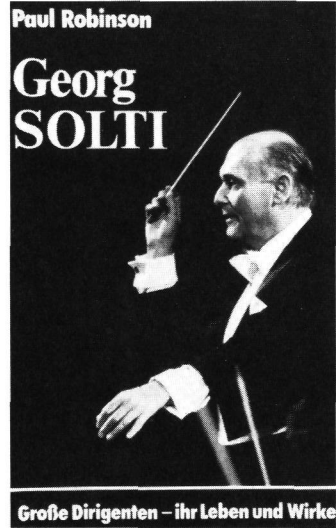


BUCH-KRITIK



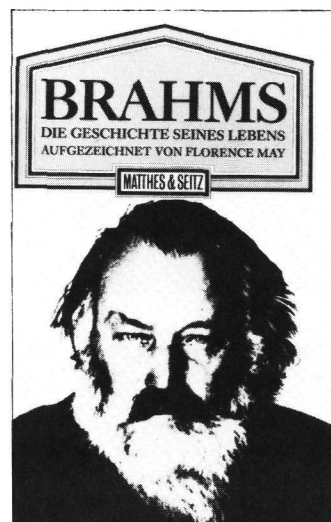
Paul Robinson:
Georg Solti.
Große Dirigenten –
Ihr Leben und Wirken.

Albert Müller Verlag,
Rüschlikon-Zürich 1983,
320 S., 11 s/w-Abb.,
39,80 DM

Rechtzeitig zu Soltis erstem Auftreten bei den Bayreuther Festspielen in diesem Sommer lockt der „Albert Müller Verlag“ mit einer 320 Seiten starken Quasi-Biographie, die von Paul Robinson verfaßt, von Peter Geier bearbeitet und erweitert und von Sylvia Hofheinz aus dem Englischen ins „Deutsche“ übertragen worden ist. Die Anführungszeichen mögen als Wertung verstanden werden, denn der Text wimmelt von Stilblüten, regionalsprachlichen Wendungen, Übermittlungs- und Druckfehlern. Robinson befand sich offenkundig in einer mißlichen Lage, denn mit dem gefeierten und in diesem Buch zu feiernden Dirigenten hatte er keinen persönlichen Kontakt. Es ist anzunehmen, daß Solti sich etwas unangenehm berührt zeigte, als er – gerade 70 Jahre jung – mit dem Plan einer künstlerisch-biographischen Würdigung konfrontiert wurde. Robinson blieb mithin auf sich gestellt, auf seinen Einfallsreichtum, auf Deca-Informationen, Konzertprogramme, Statistiken und Kritiken.

Die Einleitung gibt darüber rührend Auskunft. Sie macht anschaulich, wie ein Autor mit großen Gesten Rückzieher anzusetzen versteht. Robinson: „Was nun im weiteren folgen wird, läßt sich nicht als eigentliche Biographie bezeichnen, denn dazu fehlt es an dokumentarischem Material und anderen Voraussetzungen.“ Und etwas später ereifert sich der Verfasser über so manche Unwahrheit, die über Solti kursiert. In schöner Freimütigkeit konzediert jedoch: „Sie (die Irrtümer, Anm.) entstanden meist aus einer Unkenntnis heraus, von der auch dieses Buch nicht frei sein wird.“ Deutlicher kann es dem Leser nicht gesagt werden. Beispiele von Inkompetenz füllen denn auch die Kapitel dieses semikritischen Juchhe-Unternehmens. So war es dem Verlag nicht möglich, Soltis Wohnstätte in Chicago auszuforschen. Zwar weiß Robinson zu berichten, daß der Dirigent nur etwa drei Monate in der ungeliebten „Windy City“ verbringt: „Dort soll er in einem Hotel wohnen“, mutmaßt er vielsagend. Über solche belletristischen Gleitflüge kann man lächelnd hinwegsehen. Dem Leser der Seite 209 bleibt jedoch die Spucke weg. Wie so oft in diesem Band, zählt Robinson Werke auf, die Solti in einer bestimmten Phase dirigiert hat. Wie lässig, ja unverfroren faul er dabei mitunter vorgegangen ist, mag die folgende Passage zeigen: „Das Engagement von 1972 als Leiter des Orchestre de Paris, zu dem 1973 noch jenes an der Pariser Oper kam, brachte es mit sich, daß die Tätigkeit als Gastdirigent im Covent Garden nicht im vorgesehenen Ausmaß realisiert werden konnte. Freilich sind wir wiederum nur über Aufführungen an diesem Theater informiert; es ist denkbar, daß er auch nach 1971 noch an der English National Opera dirigierte.“ Ein Anruf hätte wohl genügt, um das ausfindig zu machen. Viele Seiten lang geht der Autor der Frage nach: „Wer ist dieser Mann hinter dem stadtbekannten Gesicht?“ (gemeint ist Chicago, wo Solti auch auf dem Telefonbuch abgebildet

wurde). Eine Antwort: „Am Dirigentenpult wie auch überall sonst ist Solti von vibrierender Spannung erfüllt, die sich mit den Jahren etwas gemäßigt hat, aber noch immer steht er, wo er sich befindet (sic!), im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, weil niemand es mit seiner Dynamik aufnehmen kann.“ – Ich weiß, daß Solti nicht unbedingt ein sehr überschwenglicher Informant ist und gewöhnlich recht knapp mit Antworten bei der Hand ist. Aber dieses Buch hat er nicht verdient. Im übrigen sind die zahllosen Kritiken, die auszugsweise abgedruckt wurden, insofern von Belang, als sie dem Buch zumindest teilweise intellektuelles Niveau sichern. Peter Cossé



Florence May:
Johannes Brahms.
Die Geschichte seines Lebens.

Matthes & Seitz Verlag,
München 1983,
665 S., 46 DM

Die Biographie von Florence May ist zum erstenmal 1905 in London erschienen (letzte Auflage 1948); die deutsche Version kam 1911 in Leipzig bei Breitkopf & Härtel heraus. Um den zeitlichen Abstand zur Gegenwart zu überbrücken, stellte man der Biographie Brahms-Deutungen des 20. Jahrhun-

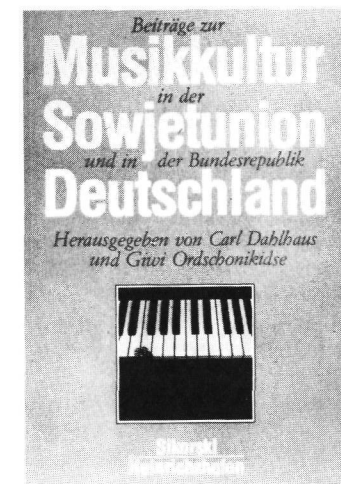
derts und ein Schallplattenverzeichnis voran. Hervorzuheben ist hier der wichtige Aufsatz von Carl Dahlhaus „Brahms und die Idee der Kammermusik“. Neben klugen, wesentlichen Fragen zu Brahms' Werk und seine geschichtliche Stellung berührenden Bemerkungen von Rudolf Kassner, Furtwängler und Adorno sowie einer Interpretationskritik von René Leibowitz – es geht um eine Aufführung des Deutschen Requiems unter Karajan – enthält dieser Teil auch einige Überflüssige italienischer Provenienz. Die eigentliche Biographie beginnt mit den persönlichen Erinnerungen der Autorin (sie war Klavierschülerin von Clara Schumann) an Brahms, die ein anschauliches und lebendiges Bild von ihm geben, wie es nur aus eigenem Erleben mitgeteilt werden kann. Darüber hinaus geben die Erinnerungen Aufschluß über den Klavierlehrer und Interpreten Brahms, und hier vor allem über seine Auseinandersetzung mit der Musik Bachs. Das Buch ist – bei aller Verehrung und Liebe für den Komponisten, die stets spürbar ist – doch äußerst sachbezogen und durch die Ausführlichkeit der Darstellung, die Fülle der Detailinformation und die zahlreich wiedergegebenen Dokumente für jeden von großem Nutzen, der sich eingehend mit Person, Werk und Umwelt von Brahms beschäftigen möchte. Wenn die Tätigkeit des zwölfjährigen Brahms in Hamburger Tanzlokalen oder als Leiter eines Männergesangsvereins relativ ausführlich geschildert wird, so hat dies durchaus mehr als anekdotischen Wert: wirft es doch ein Schlaglicht auf das Verhältnis des Komponisten zur leichten Muse und zur romantischen Chortradition. Wichtiges erfährt der Leser auch über die musikalische Umwelt von Brahms – über das Musikleben in Wien, den Parteienstreit zwischen Progressiven und Konservativen, das teils öffentliche, teils private Konzertleben – wie auch, vor allem durch die wiedergegebenen Dokumente, über Entstehung und Rezeption der Werke. Ähnliches gilt auch für Brahms' Auseinandersetzung

mit den alten Meistern, vor allem mit Bach und Beethoven. Daß man, mit der kritischen Distanz des Heute, manches klarer sieht und auch offener auszusprechen wagt – was etwa das Verhältnis von Brahms zu Clara Schumann anbelangt – ist verständlich. Hier wäre als Ergänzung die gehaltvolle Biographie von Hans Gal zu empfehlen, der in großer Offenheit, die sich Florence May nicht erlauben konnte und wollte, auch die wunden Stellen bei Brahms aufzeigt (Brahms und die Frauen) und auf die Negativ-Seiten seines Charakters, die aber bei Florence May keineswegs verschwiegen werden, eingeht. Reinhard Müller

Carl Dahlhaus/Giwi Ordschonikidse (Hg.):
Beiträge zur Musik-
kultur in der Sowjet-
union und in der Bundes-
republik Deutschland

Musikverlag H. Sikorski/
Heinrichshofen's Verlag,
Hamburg und
Wilhelmshaven 1982,
400 S., 48 DM

Die beiden Verlage, die sich zu dieser Publikation zusammengetan haben, dürfen sich kulturpolitischer Initiativkraft rühmen. Über ideologische Differenzen hinweg bleibt es ja im Allgemeinen den Musikern und Sportlern vorbehalten, das



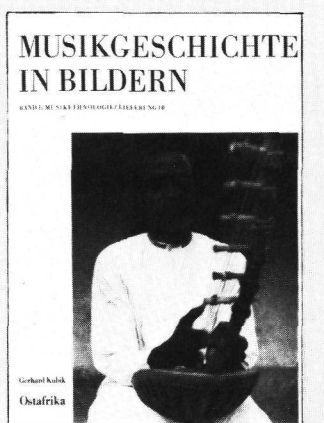
lauernde Nebeneinander der Staaten versuchsweise durch ein punktuell, friedliches Nebeneinander abzulösen. Damit werden Spannungen und Aggressivitäten an anderer Stelle kosmetisch überdeckt. Aber man sollte nicht vergessen, daß es auch solche lancierten und organisierten Berührungen sind, die für ein Abbröckeln von Feindbildern verantwortlich sind und über lange Zeiträume hinweg auch für grundlegende Annäherungen zwischen unterschiedlichen Lebensformen führen können. Während die Wirtschaft sozusagen systemimmun bleibt – handelt wird bekanntlich auch zwischen kriegführenden Nationen –, muß der kulturelle Austausch erfahrungsgemäß von höchster Stelle aus angekurbelt werden. Vor dem freizügigen Reiseverkehr kommt der geordnete Grenzübergang von Instrumentalisten, Malern, Bildhauern und Literaten. Man darf sicher sein, daß die vorliegende Publikation mit einer Fülle von Aufsätzen zum Musikleben in der Bundesrepublik und in der Sowjetunion zumindest auf der östlichen Seite einige bürokratische Hürden zu überspringen hatte. Der kritische Anspruch erweist sich – erwartungsgemäß – als äußerst verschieden. In der Bundesrepublik Deutschland schreckt man nicht vor unangenehmen Diagnosen des öffentlichen Musiklebens zurück. In der UdSSR nimmt man – mit kleinen Abweichungen – die Gelegenheit war, Werbung für den sozialistischen (Kultur-)Aufbau, für den dogmatisch vorgezeichneten Weg der musikalisch-textlichen Problembewältigung und für eine kraftvolle, positive Spiegelung eines wider alle internationale Feindlichkeit unaufhaltsam aufwärts führenden gesellschaftlichen Lebens zu betreiben. Der Leser ist also gezwungen, zwischen den Zeilen zu forschen. Weniger etwa bei Andrej Petrow, dessen Aufsatz über die Arbeit der Leningrader Zweigstelle des Komponistenverbandes der RSFSR sich liest, wie ein zu lang geratener Prospekt für die westlichen Kulturreisebüros. Er beginnt: „In Leningrad zu leben ist eine

hohe Ehre und ein großes Glück für jeden Musiker. Gleichzeitig fällt ihm aber als Leningrader eine besondere Verantwortung zu.“ – Die Töne kennen wir. Sie leiten jene überflüssige Nabelschau ein, die über das Schicksal von Dissidenten, von Abweichlern, von ästhetisch Unbequemen nichts mitteilt. Über diese Wundpunkte eines mit dem Rücken zur Wand kämpfenden

die Rolle der Musik im Rundfunk. Dadurch ergeben sich reizvolle Vergleichsmöglichkeiten. Im deutschen Teil wird die stilistische Streuung des Rundfunks genauestens dargestellt (Wolfgang Seifert). Überhaupt geht es vorwiegend um Kommunikationsprobleme, die seit der Abspaltung der zeitgenössischen Musik vom allgemeinen Konsens und seit der Forcierung der Unterhaltungs-

Kurz angekündigt

In der Reihe „Musikgeschichte in Bildern“ (VEB Deutscher Verlag für Musik, Leipzig) sind kürzlich zwei neue, mit reichhaltigem s/w- und farbigem Bildmaterial sowie instruktiven Texten versehene Bände erschienen: In der Publikationsfolge „Musikethnologie“ der Band 1 „Ostafrika“, der von Gerhard Kubik, einem erfahrenen Musikethnologen, der jahrelang in Afrika unterwegs war, um die dortige Musik verstehen und interpretieren zu können, geschrieben und zusammengestellt wurde. Ferner kam der Band 2 aus der Reihe „Musik des Altertums/Altindien“ heraus. Walter Kaufmann stellt archaische Funde aus Indien, Pakistan und Afghanistan vor, die mit ihren figürlichen Darstellungen für die Musikgeschichtsforschung eine Fülle wertvoller Hinweise und Erkenntnisse bieten. (Deutsche Auslieferung: Schott Verlag, Mainz. Band 1: Best.-Nr. DV 5182119, DM 56,-. Band 2: Best.-Nr. DV 518273, 3, DM 56,-) S.M.



Gesellschaftssystems – so sieht sich der orthodoxe Kommunist am liebsten – muß natürlich auch ein Kulturvasall wie Tichon Chrennikow hinweggehen. Sein Thema: „Internationale Einheit der multinationalen sowjetischen Musikkultur und Aufgaben für deren Entwicklung.“ Ein Trommelfeuer sattsam bekannter Phrasen mit Reizvokabeln wie „Geist der Freundschaft und Zusammenarbeit“ oder mit Diagnosen, die die sowjetische Musik schnurstracks aus „dem heroischen Alltag“ erwachsen sehen möchten. Sieht man von solchen breit abgehandelten Allgemeinplätzen ab, so bietet der sowjetische Teil immerhin instruktive Texte über „Ziele und Formen der Musikerziehung“, über die Identitätssuche der sowjetischen Musikwissenschaft und Musiktheorie, aber auch über

industrie zugenommen haben. „Musikleben und Musikkritik“ (Hellmut Kühn), „Komponist und Publikum Neuer Musik“ (Helga de la Motte-Haber), „Meine Entwicklung als Komponist“ (Giselher Klebe) oder auch Probleme der Interpretation (Elmar Budde, Gerhard Puchelt) bilden den roten Faden durch diesen Orientierungsversuch, zu dem sich im einzelnen – und das ist ja wohl der Sinn – Zustimmendes und Widersprechendes sagen ließe. Der grundsätzlichen Empfehlung für jeden, der mit Musik und deren Vermittlung befaßt ist, muß eine Frage an die Verlage angeschlossen werden. Geht es wirklich nicht billiger? Muß ein kulturpolitischer Akt der Handreichung fast anonym bleiben, nur weil ein Paperback kaum mehr im Privatbudget unterzubringen ist? Peter Cossé